

1.	DIE PHILOSOPHISCHE VORSCHULE	3
1.1.	Beispiele für den philosophischen Vollzug	4
1.1.1.	Rechts/Links: Verdeckte Bezugspunkte	4
1.1.2.	Für alle/Es gibt: Überkletterte Zäune	10
1.1.3.	Etwas/Nichts: Entglittene Fragen	13
1.1.4.	Antastbar/Unantastbar: Moralphilosophische Klärungen	19
1.2.	Zum Zweck der philosophischen Vorschule	23
1.2.1.	Zur Analyse des exemplarischen Vollzugs	23
1.2.2.	Sprachphilosophie/Logik als Erste Philosophie	25
1.3.	Das Programm der philosophischen Vorschule	27
1.3.1.	Die Stationen der Durchführung	27
1.3.2.	Arbeitshinweise	31
1.4.	Literatur	33

Es gibt keine elementare Philosophie.
Der philosophische See hat keine flachen Ufer.

Peter F. Strawson

1. Die philosophische Vorschule

Womit soll der Anfang des Philosophierens gemacht werden? Mit dem Erwerb welcher Fertigkeiten sollen diejenigen beginnen, die die Kunst des Philosophierens erlernen möchten? Wer so fragt, unterstellt, dass die Aneignung philosophischer Fertigkeiten der Planung, der vorausschauenden Organisation und Ordnung durch die Lehrenden und die Lernenden bedarf. Sie unterscheidet sich insoweit nicht von dem Erwerb handwerklicher Künste, z.B. der Kunst des Schreinerns, des Heilens oder des Kochens.

Womit soll der Anfang des Philosophierens gemacht werden? Dieser Frage kann nicht nur ein erwerbsbezogener, sondern auch ein systematischer Sinn gegeben werden. Auch hier hilft die Analogie mit handwerklichen Kompetenzen weiter: Wer einen anspruchsvollen Einbauschrank schreinert, wer einen komplizierten Bruch behandelt oder wer eine labile Sauce bindet, der wird (resp. sollte) die einschlägigen Werkzeuge und Materialien kennen und beherrschen. Ebenso gibt es beim Philosophieren Instrumente und Verfahren, deren Kenntnis und Beherrschung für solides und insbesondere gutes Philosophieren unverzichtbar scheint, völlig gleichgültig, welches besondere – ethische, ästhetische, ontologische usw. – Problem gerade zu bearbeiten ist.

Die Anfänge in der Erwerbsordnung fallen mit jenen der Vollzugsordnung zusammen: Die Mittel und Verfahren, die in jedem philosophischen Vollzug benötigt werden, sollten auch diejenigen sein, die im philosophischen Noviziat, der Vorschule der Philosophie, zu vermitteln sind. – In Aufnahme überkommener Redegepflogenheiten mag man diese Anfänge mit den Titeln „Erste Philosophie“ („prima philosophia“) oder auch – etwas missverständlich – „Fundamentalphilosophie“ („philosophia fundamentalis“) versehen.

Während es auf der Hand liegt, worin die Anfänge der Schreiner- oder Kochkunst bestehen, versteht es sich nicht von selbst, welches die Formen und die Inhalte der Ersten Philosophie sind. In der Folge ist diese Aufgabe anzugehen. Zu ihrer Erledigung ist eine wenigstens provisorische Kenntnis einiger Zwecke und Eigentümlichkeiten des Philosophierens gefordert. Das geforderte vorläufige Wissen wird bereitgestellt, indem zunächst Beispiele für den philosophischen Vollzug vorgeführt werden (1.1). Über die Analyse des exemplarischen Materials lassen sich dann die gewünschten Einsichten gewinnen; auf diesem Hintergrund wird die Frage nach der Gestalt und den Inhalten des Anfangs und der darauf zu gründenden Fortsetzung beant-

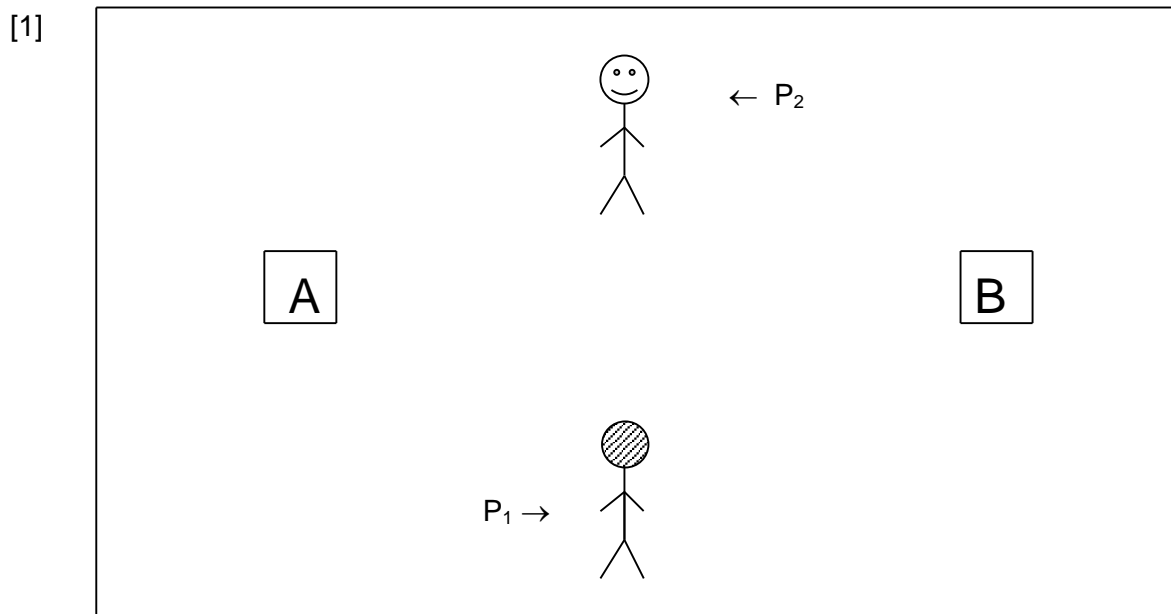
wortbar (1.2). Anschließend soll das Programm der philosophischen Vorschule präsentiert werden (1.3). Endlich sind einige Literaturempfehlungen für das ergänzende und vertiefende Studium auszusprechen (1.4).

1.1. Beispiele für den philosophischen Vollzug

Das erste Beispiel für den philosophischen Vollzug befasst sich mit einer aus dem Alltag vertrauten Wahrnehmungssituation. Es wird gezeigt, wie sich eine paradoxe Erkenntnislage mit elementaren Mitteln auflösen lässt (1.1.1). Im zweiten Exempel wird die Aufmerksamkeit auf das Schließen, eine ständig und meist unbewusst vollzogene Redehandlung, gelenkt (1.1.2). Das dritte Beispiel greift eine Frage auf, die auch der Laie in Sachen Philosophie spontan als „philosophisch“ apostrophieren würde: Warum gibt es überhaupt etwas – und nicht vielmehr nichts? (1.1.3). Schließlich kommt in der vierten und letzten Beispielführung eine häufig geäußerte moralphilosophische Intuition, die Unantastbarkeit des Lebens, auf den Prüfstand (1.1.4).

1.1.1. Rechts/Links: Verdeckte Bezugspunkte

Ausgangspunkt der ersten Beispielbetrachtung ist die unter [1] skizzierte elementare räumliche Wahrnehmungssituation: Zwei Gegenstände A und B befinden sich im Wahrnehmungsfeld der Personen P_1 und P_2 :



P_1 formuliert als Resultat seiner Beobachtung die Aussage:

[2] a) A liegt links von B,

während P_2 feststellt:

b) A liegt rechts von B.

An dieser Stelle spürt man bereits, dass ›etwas schief gelaufen ist‹. Der ›Unfall‹ lässt sich so aufschlüsseln: Mit b) gilt wegen Asymmetrie der Relation des Rechtsliegens:

c) nicht: B liegt rechts von A.

Die Rechtsrelation, d.h. die durch den Ausdruck '...liegt rechts von...' ausgedrückte Beziehung, ist asymmetrisch, weil für beliebige Gegebenheiten x, y gilt: Wenn x rechts von y liegt, dann liegt y nicht rechts von x . Die Asymmetrie einer Relation besteht gerade in ihrer Unumkehrbarkeit. Weitere Beispiele für asymmetrische Beziehungen sind etwa die Vater-, und die Kleinerrelation; wenn etwa x kleiner ist als y ist, dann ist y nicht kleiner als x .

Da ferner Rechts- und Linksliegen zueinander konvers sind, resultiert aus c) durch passende Folgerungsschritte:

d) nicht: A liegt links von B.

Zur Erläuterung der Konversität zwischen der Links- und der Rechtsrelation: Die Linksrelation ist Konverse der Rechtsrelation (und umgekehrt), weil für beliebige Gegebenheiten x, y gilt: x liegt genau dann links von y , wenn y rechts von x liegt. Weitere Beispiele für zueinander konverse Beziehungen bilden die Elter- und die Kindrelation, die Größer- und die Kleinerrelation sowie die Verhältnisse des Liebens und des Geliebtwerdens.

Die Aussagen 'A liegt links von B' und 'nicht: A liegt links von B' bilden, konjunktiv zusammengefasst, d.h. durch das Wort 'und' verbunden, einen Widerspruch, eine Kontradiktion: 'A liegt links von B und (nicht: A liegt links von B)'.

Da der Widerspruch sich aus (jedenfalls beim ersten Zusehen) unproblematischen Gründen auf seriösen Schlusswegen ergibt, sieht sich der Betrachter mit einem Paradox konfrontiert. Findet in einem Disput, wie im Beispielfall leicht vorstellbar, jeder Bestandteil einer Kontradiktion Verfechter, dann treten diese in eine Kontroverse ein.

Wie könnte ein Betrachter, wenn er die übergeordnete Rolle des Streitschlichters übernimmt, das Paradox auflösen und erklären, auf welchem Wege sollten die Kontrahenten P_1 und P_2 ihren Streit beilegen? Schon beim ersten Analyseanlauf drängt sich die Möglichkeit auf, den Bezug auf die beiden Beobachter P_1 und P_2 ausdrücklich zu machen: Die Kontrahenten sind eben nicht nur außenstehende Beobachter einer räumlichen Konstellation, sondern gehören ihr auch an. Man vollzieht dies im Übrigen nach, wenn man zur Überprüfung der Aussage des Beobachters P_2 die Skizze oder sich selbst – wenigstens ›im Geiste‹ – umdreht. Unter Hinzunahme des bislang verdeckten Beobachterfaktors ergibt sich zunächst:

[3] a) A liegt links von B bezüglich P_1 .

b) A liegt rechts von B bezüglich P_2 .

Aus der zweiten Aussage folgt mit Asymmetrie bezüglich der beiden ersten, d.h. der durch 'A' und 'B' besetzten, Stellen:

c) nicht: B liegt rechts von A bezüglich P_2 ,

und Konversität des Rechts- und Linksliegens bezüglich der beiden ersten Stellen liefert lediglich:

d) nicht: A liegt links von B bezüglich P_2 .

Die Aussagen 'A liegt links von B bezüglich P_1 ' und 'nicht: A liegt links von B bezüglich P_2 ' bilden in ihrer konjunktiven Zusammenfassung keinen Widerspruch, da die zweite eben nicht die Negation der ersten ist. Dies liegt daran, dass bei der ersten ' P_1 ', bei der zweiten jedoch ' P_2 ' der letzte Teilausdruck ist.

Die Kontroverse wird als eine nur scheinbare erklärt und aufgelöst, das Paradox verschwindet: Indem der zunächst vergessene Bezug auf den Beobachter, allgemein gesprochen: auf einen vordem verdeckten Bezugspunkt bzw. impliziten Parameter, zur Geltung gebracht wird, kann die kognitive Turbulenz, die Verwirrung vom Erkenntnisgeschäft, in ihrer Entstehung durchschaubar gemacht und dadurch behoben werden.

Aus der im Beispiel erfolgreichen Taktik kann eine allgemeine Vorschrift, eine Maxime, gewonnen werden; deren einfachste Formulierung lautet:

[4] Entschärfe kognitive Turbulenzen (wenn möglich) durch Angabe verdeckter Bezugspunkte!

Die kognitiven Turbulenzen umfassen nicht nur Paradoxien und Kontroversen, sondern auch ›schwierige‹, ›außergewöhnliche‹ Erkenntnissituationen bzw. Erkenntnisstörungen aller Art. Der Klammerzusatz gibt zu verstehen, dass die Maxime nicht immer erfolgreich arbeitet: Sie stellt nur ein Utensil aus einem umfangreichen Arsenal zum Umgang mit Engpässen im Erkenntnisgeschäft dar.

Benutzt man das elementare Vokabular der Rationalen Grammatik ($\uparrow 3.2$), dann liest sich [4], die Maxime der Stelligkeitserhöhung, kurz: die Stelligkeitsmaxime, so:

[4]* Entschärfe kognitive Turbulenzen (wenn möglich) durch Stelligkeitserhöhung der beteiligten Prädikatoren!

Die in der linken Spalte notierten Redeteile sind Beispiele für zweistellige, die rechts befindlichen exemplifizieren die zugeordneten dreistelligen Prädikatoren:

- [5] a) ..liegt links von.. → ..liegt links von..bezüglich..
 b) ..liegt rechts von.. → ..liegt rechts von..bezüglich..

Die unter [4] bzw. [4]* provisorisch formulierte Stelligkeitsmaxime ist also im Beispiel so benutzt worden, dass ein Übergang von zwei- zu dreistelligen Prädikatoren erfolgt. Prädikatoren sind – erläutert im Sinne der Schnellverständigung – Redeteile, die zu Recht oder zu Unrecht von Gegenständen ausgesagt werden: ‘..ist eine Frau’ ist ein einstelliger Prädikator, der zu Recht von Xanthippe und zu Unrecht von Sokrates ausgesagt wird. ‘..liegt zwischen..und..’ ist ein dreistelliger Prädikator, der zu Recht von (in dieser Reihenfolge!) Köln, München und Hamburg, und nur zu Unrecht von (in dieser Reihenfolge!) München, Köln und Hamburg ausgesagt wird.

Diagnose und Therapie des obigen Miniaturparadoxes sollten nicht dazu veranlassen, bei Rechts-Links-Lokalisierungen fortan in allen Redezusammenhängen den dreistelligen Prädikator zu verwenden. In der Mehrzahl der Situationen – z.B. dann, wenn die Betrachter nebeneinander stehen oder sich unschwer und ›automatisch‹ in die Position des Mitbetrachters versetzen – ist die Verwendung der zweistelligen Prädikatoren nicht nur nicht paradoxerzeugend, sondern auch unmissverständlich und – um von nicht entstehenden Nachteilen zu erreichbaren Vorzügen überzugehen – auch weitaus ökonomischer. Die Stelligkeitsmaxime gilt hier eben nur für den Störungsfall; im Sinne einer Anweisung zur durchgehenden ›Rede nach Vorschrift‹ wäre sie grob missverstanden.

Wem die Behandlung des Rechts-Links-Paradoxes einleuchtet, der braucht noch keineswegs davon überzeugt zu sein, dass der Stelligkeitsmaxime ein weiterer, d.h. ein über einfache Lokalisierungskontexte hinausgehender, Anwendungsbereich zuzuschreiben ist. Um dies mit Beispielen zu verdeutlichen, ist auf zwei für die Handlungsorganisation und -beurteilung wichtige Gruppen verdeckter Bezugspunkte, die Zweck- und die Maßstabparameter, hinzuweisen.

Zweckparameter: Man ist es gewohnt, Gegebenheiten aller Art – Personen, Einstellungen, Institutionen, Handlungen, Verfahren, Erkenntnisse, Geräte usf. – als wichtig oder unwichtig, bedeutend oder unbedeutend, verzichtbar oder unverzichtbar usf. zu beurteilen. Einige dieser scheinbar ›absoluten‹ Beurteilungsmittel sind unter [6] notiert, und zwar so, dass der durch Hinzufügung von ‘un’ gebildete Negatprädikator und in der rechten Spalte sogleich das stelligkeitserhöhte Redemittel, ebenfalls positiv wie negativ, beigegeben wird; in jeder Zeile finden sich demnach vier Prädikatoren:

- [6] a) ..ist (un)wichtig → ..ist (un)wichtig für..
 b) ..ist (un)verzichtbar → ..ist (un)verzichtbar für/zum..
 c) ..ist (un)tauglich → ..ist (un)tauglich für/zum..
 d) ..ist (un)erwünscht → ..ist (un)erwünscht für/zum..
 e) ..ist (un)brauchbar → ..ist (un)brauchbar für/zum..
 f) ..ist (in)exakt → ..ist (zu in)exakt [genug] für/zum..

Zu jedem dieser Redemittel gibt es zahlreiche (zumindest partielle) Synonyme: So wird z.B. für a) '(un)wichtig' auch '(un)bedeutend', '(ir)relevant', für b) '(un)verzichtbar' auch '(un)entbehrlich', '(un)ersetzlich', für c) '(un)tauglich' auch 'wertvoll' resp. 'wertlos' auch 'nützlich' resp. 'unnützlich' und '(un)dienlich', für f) '(in)exakt' auch '(un)präzise', '(un)genau' verwendet. Die Synonymendichte zeigt die hohe Präsenz dieser Prädikatoren in der Beurteilungspraxis an.

Es liegt nun auf der Hand, dass Gegebenheiten welcher Art auch immer nicht schon ›in sich‹ (un)wichtig, (un)tauglich, (un)verzichtbar usw. sind, sondern nur, insoweit sie in bestimmte Zweck-Mittel-Verhältnisse einbezogen werden; und was bei der einen Zweckvorgabe unentbehrlich ist, kann bei einer anderen hochgradig unerwünscht sein: Würmer mögen z.B. unverzichtbar sein zum Angeln, sind aber schon verzichtbar bei Folgetätigkeiten wie der Zubereitung der Angelbeute. Weiter werden z.B. Messungen häufig als exakt oder inexakt beurteilt. Aber auch hier wird immer ein Zweck unterstellt: Für das Verlegen eines Teppichbodens ist es exakt genug, die Grundfläche eines Raumes in Metern und Zentimetern anzugeben; mit Mikrometern zu arbeiten bedeutete hier keineswegs eine Verbesserung des Ergebnisses, sondern wäre nur eine völlig unnötige Komplikation.

Kontroversen, die durch Rückgriff auf implizite Zweckparameter bewältigbar sind, entstehen in der Regel dann, wenn die Parteien irrigerweise einen gemeinsam akzeptierten Zweck unterstellen, auf den hin Mittelkandidaten dann beurteilt werden. Da jedoch die Zweckgemeinschaft fehlt, erfolgt eine widersprüchliche Beurteilung des Kandidaten mit einem einstelligen Prädikator, die wiederum durch Markierung der verschiedenen Zwecke, d.h. durch Benutzung eines zweistelligen Prädikators, aufgelöst werden kann. Etwaige Folgekontroversen werden sich dann gewöhnlich auf die zu akzeptierenden Zwecke beziehen.

Maßstabparameter: Handlungen und Handlungsergebnisse (gelegentlich auch Fertigkeiten von Agenten und Agenten selbst) werden häufig als gültig oder ungültig, korrekt oder inkorrekt, erfolgreich oder erfolglos usw. beurteilt; Beispiele für solche Prädikatoren sind unter [7] notiert:

- [7] a) ..ist (un)gültig → ..ist (un)gültig gemäß..
 b) ..ist (in)korrekt → ..ist (in)korrekt gemäß..
 c) ..ist erfolgreich/-los → ..ist erfolgreich/-los bezüglich..
 d) ..ist ge-/missslungen → ..ist ge-/missslungen relativ auf..

Bei einseitiger Verwendung ist stets ein impliziter, d.h. nicht als solcher benannter, Maßstab am Werke. Maßstäbe können etwa von einzelnen Kriterien oder ganzen Kriteriensystemen, einzelnen Regeln oder Regelwerken gebildet werden. Bezeichnungen für Maßstäbe sind dann passende Besetzungen für die zweite Stelle des zweistelligen Prädikators.

Maßstäbe sind in der Regel nicht ohne Alternative, und je nach akzeptiertem Maßstab variiert die Beurteilung: Wann die vorgetragene Argumentation (un)gültig ist, wann die angelegte Garderobe (in)korrekt ist, wann die Sauce ge-/missslungen ist, ergibt sich nach dem je unterstellten Maßstab. Auch hier ist im Kontroversenfall der Maßstab kenntlich zu machen, auf den sich dann mögliche Folgedispute gewöhnlich beziehen. – Routinisiert man im übrigen die Taktik, auf die versteckten Maßstäbe abzustellen, dann wird man, anbei geredet, einer ungünstigen Beurteilung eigener Handlungen, Produkte oder Handlungskompetenzen nur noch entnehmen können, dass es für den Beurteilenden hohe Zeit ist, die Güte des von ihm angelegten Maßstabs zu überdenken.

An dieser Stelle wird die Behandlung des ersten Beispiels für den philosophischen Vollzug, des Stelligkeitsbeispiels, mit einer Übung zum Abschluss kommen. Die Systematisierung des gesamten Problemfeldes wird späteren Überlegungen vorbehalten; dort stehen dann bequeme und präzise Artikulationsmittel bereit (↑3.4.3).

- Ü 1 a) Die Herleitung des Paradoxes geht aus von [2]a) und [2]b). Dabei wird b) mit Asymmetrie und Konversität so umgeformt, dass sich die Negation von a) ergibt. Ein alternativer Weg hält b) stabil und geht von a) wiederum über Asymmetrie und Konversität zur Negation von b). Skizzieren Sie diesen Pfad!
- b) Suchen Sie drei weitere Beispiele für Situationen, in denen sich Paradoxien/Kontroversen durch unterstellte Prädikatorennutzung ergeben!
- c) Betrachten Sie den Slogan: „Wir alle sind Ausländer, fast überall“. Wie hängt seine Pointe mit der Stelligkeit von Prädikatoren zusammen? Beginnen Sie dabei mit der Untersuchung der Aussage „Helmut Kohl ist Ausländer“. Welcher implizite Parameter ist unterstellt, wenn die Aussage wahr ist, welcher ist wirksam, wenn sie falsch ist?

1.1.2. Für alle/Es gibt: Überkletterte Zäune

Über einige Handlungsformen wird ausgiebig nachgedacht, während andere meist vor den Toren der Aufmerksamkeit bleiben. Zu den letzteren zählt für gewöhnlich das Folgern oder Schließen: (Fast) immer jedoch, wenn Worte wie 'also', 'mithin', 'infolgedessen', 'deshalb' und viele hier ungenannte bedeutungsgleiche Redeteile Verwendung finden, vollziehen Autoren Folgerungen. Geschlossen wird also ständig, in Argumentationen, Reflexionen, Disputen, Widerlegungen, Erklärungen, hypothetischen Betrachtungen u.v.a.m.; und indem der letzte Satz geäußert worden ist, konnte ihm eine bestätigende Instanz hinzugefügt werden.

Folgern ist keine Angelegenheit freihändiger Beliebigkeit. Wer z.B. die unter [8] notierte Satzfolge äußert, folgert korrekt:

- [8] Da Wenn Moby Dick ein Wal ist, dann ist er ein Säuger.
 Da Moby Dick ist ein Wal.
 Also Moby Dick ist ein Säuger.

Der Übergang von den Prämissen, den Aussagen der beiden ersten Zeilen, zur Konklusion, der Aussage in der letzten Zeile, ist nicht zu beanstanden. Er hat folgende Form:

- [8]* Da Wenn p, dann q.
 Da p.
 Also q.

Wer hingegen die Redesequenz [9] äußert, folgert inkorrekt:

- [9] Da Wenn Moby Dick eine Katze ist, dann ist er ein Säuger.
 Da Moby Dick ist ein Säuger.
 Also Moby Dick ist eine Katze.

Hier ist zwischen den Prämissen und der Konklusion ein Zaun zu ziehen; und wer hier gleichwohl folgert, überklettert den Zaun, folgert inkorrekt. Diesem Übergang korrespondiert die Form:

- [9]* Da Wenn p, dann q.
 Da q.
 Also p.

An [9] lässt sich auch ablesen, warum ein derartiger Übergang inkorrekt ist: Die Prämissen sind wahr, die Konklusion ist aber falsch; korrekte Schlüsse dürfen jedoch nicht von wahren zu fal-

schen Aussagen führen, sondern müssen die Wahrheit der Prämissen an die Konklusion weitergeben und damit diese Eigenschaft bewahren; das korrekte Schließen ist wahrheitserblich bzw. wahrheitskonservativ.

Wenn, wie unterstellt, unstrittig ist, dass aus Beliebigen nicht Beliebiges folgen darf, stellt sich die Frage, welche Aussagen aus welchen Aussagen gefolgert werden dürfen. In der Metapher: Wo stehen Schlusszäune? Wo ist freier Durchgang zu gewähren? Da diese Fragen sich nicht von selbst erledigen, wird ihnen seit den philosophischen Anfängen eine eigene Wissenschaft, die Logik (im engeren Sinne), zugeordnet. Die Notwendigkeit einer eigenen Disziplin wird unmittelbar nachvollziehbar bei der Betrachtung komplizierterer Schlüsse. Man betrachte den unter [10] notierten Übergang:

[10] Da Es gibt eine ganze Zahl x , die kleiner ist als jede positive ganze Zahl y .

Also Für jede positive ganze Zahl y gibt es eine ganze Zahl x , so dass x kleiner ist als y .

Dieser Übergang ist korrekt; die allgemeine Form solcher Übergänge ist unter [11] notiert:

[11] Da Es gibt ein F-Ding x , das in R zu jedem G-Ding y steht.

Also Für jedes G-Ding y gibt es ein F-Ding x , so dass x in R zu y steht.

Dabei entspricht dem F- bzw. G-Sein die Eigenschaft, eine ganze bzw. eine positive ganze Zahl zu sein; dem Stehen in R korrespondiert das Kleinersein. – Ausdrücke wie ‘für jedes’ und ‘es gibt (ein)’ zeigen die (groben) quantitativen Verhältnisse an und heißen deshalb (grobe) Quantoren; ‘für jedes y ’ bzw. ‘für alle y ’ ist der Universalquantor; ‘es gibt ein x ’ bzw. ‘für wenigstens ein y ’ ist der Partikularquantor; die notierte Schlussform ist der Quantorentausch. Partikular- und Universalquantor tauschen ihren Platz. In Frage stehe nun, ob ein solcher Quantorentausch auch bei umgekehrter Reihenfolge der Quantoren möglich ist, ob also auch Übergänge korrekt sind, deren allgemeine Form unter [12] notiert ist:

[12] Da Für jedes G-Ding y gibt es ein F-Ding x , so dass x in R zu y steht.

Also Es gibt ein F-Ding x , das in R zu jedem G-Ding y steht.

Die Inkorrektheit dieser Form macht man sich klar durch ein Gegenbeispiel, d.h. eine Instanz von [12], deren Prämissen wahr sind, deren Konklusion aber falsch ist:

[13] Da Für jede ganze Zahl y gibt es eine positive ganze Zahl x , so dass x größer ist als y .

Also Es gibt eine positive ganze Zahl x , die größer ist als jede ganze Zahl y .

[13] entsteht aus [12] durch folgende Zuordnungen: Dem F-Sein entspricht die Eigenschaft, eine positive ganze Zahl zu sein, dem G-Sein entspricht die Eigenschaft, eine ganze Zahl zu sein; dem Stehen in R korrespondiert das Größersein. Die Prämisse ist wahr: Zu jeder ganzen Zahl gibt es (nicht nur) eine positive ganze Zahl, die größer ist als sie. Eine positive ganze Zahl, die größer wäre als jede ganze Zahl, wäre jedoch größer als sie selbst und größer als alle ihr nachfolgenden Zahlen; das ist arithmetisch falsch. – Noch ein Gegenbeispiel für die Klientel mit Abneigung gegen Zahlenverhältnisse: Daraus, dass jeder Mensch einen Kopf zwischen den Schultern hat, kann man nicht folgern, dass es wenigstens einen Kopf gibt, den jeder Mensch zwischen seinen Schultern hat. Um durch ein weiteres Beispiel philosophisches Terrain zu betreten: Daraus, dass jedes Ereignis eine Ursache hat, die es bewirkt, folgt nicht, dass es wenigstens eine Ursache gibt, die jedes Ereignis bewirkt.

Interesse gewinnt dieser Fehlschluss deshalb, weil er häufig und unbemerkt an Schlüsselstellen von (dann ungültigen) Argumentationen auftritt. Dazu zwei weitere Illustrationen: (i) Viele Auffassungen vom Handeln gehen davon aus, dass mit jeder Handlung ein, genauer: wenigstens ein, Zweck verfolgt wird. Man liest das Skriptum, um logische Fertigkeiten zu gewinnen, um die Klausur zu bestehen. Man raucht, um sich zu entspannen, man sät, um zu ernten, man fährt nach X, um Y zu treffen usf. Für das Folgende wird Plausibilität dieser Ansätze unterstellt. Man betrachte nun aber folgenden Schluss:

[14] Da Für jede Handlung h gibt es einen Zweck z , so dass z mit h verfolgt wird.

Also Es gibt einen Zweck z , so dass z mit jeder Handlung h verfolgt wird.

Wer so schließt, liefert eine Instanz von [12], überklettert also einen Zaun. Wer den Fehlschluss nicht bemerkt und die Prämisse akzeptiert, wird auch zur Konklusion stehen. In der Wendung 'es gibt ein(e/n)' steckt ferner eine folgenreiche Zweideutigkeit. Diese kann man sich durch Unterstreichung vor Augen führen: 'es gibt ein(e/n)' steht 'es gibt ein(e/n)' gegenüber. Die erste Ausdrucksverbindung liest man im Sinne der Vereindeutigung besser als 'es gibt wenigstens ein(e/n)'; die zweite wird deutlicher in der Lesart 'es gibt genau ein(e/n)'. Der Partikularquantor ist also vom Einsquantor zu unterscheiden; ihre Verwechslung stellt eine Quantorenkonfusion dar.

Zurück zum Beispiel: Wer so schließt, muss die Frage akzeptieren, welches denn der Zweck ist, der mit jeder Handlung verfolgt wird. Aber ehe man nun den an dieser Stelle angesagten Einladungen zu weltanschaulichen Reisen folgt – häufig wird 'Zweck' noch durch 'Sinn' und 'verfolgt' durch 'realisiert' ersetzt – , sollte man, philosophisch instruiert, den windigen Reiseunternehmern die rote Karte mit dem Eintrag „Überkletterter Zaun“ vorhalten.

(ii) Ein zweites, bewusst extrem gewähltes Beispiel: Es ist eine logische Wahrheit, dass jeder Gegenstand mit sich identisch ist; und daraus lässt sich korrekt folgern, dass es zu jedem Gegenstand einen Gegenstand gibt, der mit ihm identisch ist. Der folgende Schluss wählt diese Wahrheit als Prämisse:

[15] Da Für alle x gibt es wenigstens ein y , so dass x mit y identisch ist.

Also Es gibt wenigstens ein y , so dass für alle x gilt: x ist mit y identisch.

Dabei wird neuerlich – fast – derselbe Zaun überklettert: Dem in R-Stehen korrespondiert das Identischsein; die Gegebenheiten x und y werden jedoch nicht weiter ausgesondert, sondern sind beliebig. Wenn alles mit etwas identisch ist, folgt daraus keineswegs, dass es einen Gegenstand gibt, der mit allem identisch ist. Letzteres besagt nämlich, anders gelesen, dass es wenigstens und höchstens, also genau ein Ding gibt: Neben y kann es nämlich kein von y verschiedenes Ding x geben, da alle x mit y identisch sind. Damit ist insbesondere auch der Autor mit seinen Lesern identisch, die sich auch ihrerseits nicht voneinander unterscheiden. Der Ausgangspunkt war eine unstrittige logische Wahrheit, am Ende der Reise steht der Monismus, die sehr wohl bestreitbare Auffassung also, nach der, salopp geredet, das, was weniger als alles ist, auch schon nichts ist.

- Ü 2 a) Suchen Sie eine weitere Gegeninstanz zu dem unter [12] notierten Schema!
- b) Zeigen Sie durch ein Gegenbeispiel, dass die folgenden Schlüsse inkorrekt sind!
Ein Gegenbeispiel ist dabei eine Redesequenz, die dieselbe Form hat, deren Prämissen wahr und deren Konklusion falsch ist.
- ba) Da Greifswald ist eine Hansestadt.
Also Greifswald ist eine Hansestadt und Essen liegt in Nordrhein-Westfalen.
- bb) Da Greifswald ist eine Hansestadt oder Greifswald ist eine Universitätsstadt.
Also Greifswald ist eine Universitätsstadt.
- bc) Da Es gibt Gegenstände, die rot sind, und es gibt Gegenstände, die rund sind.
Also Es gibt Gegenstände, die rot und rund sind!

1.1.3. Etwas/Nichts: Entglittene Fragen

Während die Offenlegung verdeckter Bezugspunkte und das Ziehen von Folgerungszäunen in beliebigen kognitiven Geschäften vorkommt – und damit eben auch in der Philosophie –, soll nun, wiederum exemplarisch, eine als genuin philosophisch geltende Problemstellung studiert

werden. Es ist nämlich dem Vorurteil entgegenzutreten, dass philosophische Analyse im hier vorgeführten und zur Nachahmung empfohlenen Stil gerade bei den ›wirklichen‹, ›substantiellen‹, ›ernsten‹ und ›tiefen‹ philosophischen Problemen nichts auszurichten vermag.

Zu erörtern ist eine Frage, die zu den Kostbarkeiten der Metaphysik gerechnet wird und der deshalb auch der Titel „Sanctissimum der Metaphysik“ zuerkannt worden ist. Seit Leibniz sie 1697 erstmals formulierte, hat sie eine anhaltend beeindruckende Konjunktur vorzuweisen. Sie lautet:

[16] Warum gibt es überhaupt etwas – und nicht vielmehr nichts?

Es ist insbesondere Betroffenheit, ja geradezu Erschütterung, die dieser Frage ihre Karriere sicherte. Ein Philosoph allerdings, der derlei Gefühle an die Stelle von Analyse und (Re)Konstruktion setzt, taugt ebensoviel wie ein Klempner, der in Anbetracht eines Rohrbruchs gebannt in die austretenden Wassermassen starrt. Das gilt, anbei bemerkt, auch und insbesondere dann, wenn es sich um die Bearbeitung moralphilosophischer Fragen handelt, um Fragen also, bei deren Behandlung Betroffenheit oft mit Kompetenz und analytische Distanz mit Inkompetenz verwechselt wird (↑1.1.4). – Es ist also ohne Umschweife zu den Werkzeugen zu greifen!

Vorgegeben ist eine Warum-Frage. Warum-Fragen verlangen als Antworten Erklärungen – und Erklärungen sind umgekehrt Antworten auf Warum-Fragen: Warum fällt der Barometerstand? Der Barometerstand fällt, weil Sturm aufzieht. Die Weil-Phrase liefert die Erklärung. Genauer: Die Weil-Phrase liefert gemeinsam mit meteorologischen und messtheoretischen Unterstellungen, kurz: mit einer Hintergrundtheorie, die Erklärung.

Die mit der Hintergrundtheorie gegebene Hierarchie ist wesentlich: Obwohl nämlich relativ auf diese Theorie gilt, dass der Barometerstand genau dann fällt, wenn Sturm aufzieht, wäre die Verlautbarung ‘weil der Barometerstand fällt’ keineswegs als Antwort auf die Frage ‘Warum zieht Sturm auf?’ zu akzeptieren.

Ferner muss das zu Erklärende wahr sein. Wird uns die Frage gestellt, warum Bananen gerade sind, dann sinnen wir nicht auf eine Antwort, sondern weisen die Frage zurück. In Erklärungen geht es also nicht – wie etwa in Beweisen – darum, Wahrheiten allererst zu etablieren, sondern lediglich darum, schon feststehende, anderweitig gewonnene Wahrheiten in ein System von Wahrheiten einzufügen.

Wie hinter allen Fragen steht auch hinter Warum-Fragen genau ein Fragezeichen. Wird damit aber auch genau eine Frage aufgeworfen? – Zunächst eine scheinbar eindeutige, im abendländischen Kulturkreis aus der Schöpfungserzählung wohlbekannte Warum-Frage:

[17] Warum aß Adam den Apfel?

Die unter [18] notierten Antworten:

- [18] a) weil Adam keine Lust hatte, ihn zu malen,
 b) weil die Schlange keine Äpfel mochte,
 c) weil die Schlange die Banane, die er vorgezogen hätte, versteckt hat,

machen klar, dass in der Ausgangsfrage wenigstens drei Fragen stecken, auch hier helfen die Unterstreichungen weiter:

- [19] a) Warum aß Adam den Apfel – und warf ihn nicht weg, malte ihn nicht,...?
 b) Warum aß Adam den Apfel – und nicht vielmehr die Schlange, Gott,...?
 c) Warum aß Adam den Apfel – und nicht vielmehr die Banane, die Kiwi,...?

Erst durch die hinter dem Gedankenstrich notierten kontrastiven Elemente wird deutlich, was zu erklären ist; und der Fragesteller präsupponiert auch, dass die kontrastiven Elemente falsch sind: Denn hätte Adam sowohl den Apfel als auch die Banane gegessen, wäre die Frage 'Warum aß Adam den Apfel – und nicht vielmehr die Banane?' zurückzuweisen.

Damit sind noch nicht alle Eigenarten von Warum-Fragen zutage getreten. Zur Hebung einer weiteren ist nochmals die Frage 'Warum aß Adam den Apfel – und nicht vielmehr die Schlange, Gott...?' nebst einem Auszug aus der Antwortpalette zu betrachten:

- [20] a) weil die Schlange keine Äpfel mochte,
 b) weil Adam Menschsein schlechthin darstellt und Gott nur durch Adams Sündenfall sein Heilswerk ausführen konnte,
 c) weil nur Adams Speichelproduktion durch Aussehen und Duft des Apfels so ange-regt war, dass er mit einer Wahrscheinlichkeit von 0,8 zubeißen musste.

Die erste Erklärung entstammt dem Alltag, die zweite ist theologischer, die dritte ist ernährungs-physiologischer Natur. Was jeweils als relevante Erklärung zählt, kann nur den Erwartungen der Fragesteller und der darin unterstellten Hintergrundtheorie entnommen werden.

Mit diesen allgemeinen Instruktionen zum Erklären ist die unter [16] aufgeschriebene Leibniz-Frage zu inspizieren: Ein kontrastives Element ist bereits mitgenannt – und es scheint keine weiteren kontrastiven Elemente zu geben; schon das weist auf den außergewöhnlichen Charakter der Frage hin.

Als Hintergrundtheorie fungiert (irgend)eine metaphysische Konzeption: Die Möglichkeit, dass [16] lediglich eine elliptische, d.h. stark verkürzte, Fassung eines ›konkreteren‹ Problems darstellt und damit in den Zuständigkeitsbereich einer entsprechend spezielleren Wissenschaft fällt, ist definitiv auszuschließen.

Ferner präsupponiert die Frage, dass das zu Erklärende wahr sein muss, die kontrastiven Elemente aber falsch. Die erwähnten Faktoren lauten unter Vernachlässigung stilistischer Elemente:

- [21] a) es gibt etwas.
b) es gibt nichts.

Das Explanandum, das zu Erklärende, scheint – würde graduierende Rede hier Sinn machen – so wahr und das kontrastive Element so falsch, dass die Frage nach Wahrheit und Falschheit sich zu erübrigen scheint. Gleichwohl soll hier das Problem aufgeworfen werden, wie man über Wahrheit/Falschheit dieser Aussagen entscheiden könnte. Dieses Anliegen führt zwangsweise auf das Problem der Bedeutung der verwendeten Ausdrücke; und damit steht man bei der Frage, welches denn die Teilausdrücke von Explanandum und kontrastivem Element sind.

Die (an dieser Stelle ohne weitere Erläuterung benutzte) Standardanalyse – die bei vielen anderen Vorkommen der Ausdrücke ‘etwas’, ‘nichts’ und ‘es gibt’ bewährte Analyse – würde [21] so paraphrasieren:

- [22] a) Es gibt ein x : x ist identisch mit x .
b) Nicht: Es gibt ein x : x ist identisch mit x .

Die erste Aussage ist eine identitätslogische Wahrheit; eine Variante kam bereits bei der Erörterung des Monismus ins Spiel (↑1.1.2) Die zweite ist logisch falsch; und in beiden Fällen wird überhaupt nicht nach Erklärungen gefragt, sondern nur nach Beweisen und Widerlegungen. Insbesondere würde in diesem Feld kein Metaphysiker auf Erklärungssuche gehen; das läge schlichtweg außerhalb seines ›Geschäftsbereichs‹.

Hält man an der Standardanalyse fest, muß man die Frage aufgeben: Eine hoch gehandelte interrogative Irritation wäre aus der Welt geschafft! Umgekehrt kann man jedoch – unter anderen Prämissen – auch zu dem Schluss kommen, dass die Standardanalyse bei gerade diesem Vorkommen der Schlüsselausdrücke versagt; dann ist man jedoch gehalten, eine Alternative anzubieten: Man gibt es nicht auf, den Nagel in die Wand zu schlagen, weil der Stiel des Hammers morsch ist; zu suchen ist vielmehr ein Hammer mit intaktem Stiel, ein besseres, d.h. zweckmäßigeres, Werkzeug. Eine alternative Analyse könnte etwa so lauten:

- [23] a) Es gibt ein x : x existiert.

b) Nicht: Es gibt ein x : x existiert.

Wer [23] akzeptieren möchte, steht allerdings vor der Aufgabe anzugeben, was er mit dem Verierwort 'existieren' meint, denn nur dann ist feststellbar, ob die Präsuppositionen der Warum-Frage zutreffen. Derartige Fragestellungen verlangen eine Explikation der Bedeutung des Wortes 'existiert'. – Die Literatur kennt viele andere Deutungen, Lesarten, Varianten. Die prominenteste lautet so:

[24] a) Die Welt existiert.

b) Nicht: Die Welt existiert.

Wer die Leibniz-Frage aufwirft und damit [24] anzielt, legt allerdings weite Wege zwischen das, was er sagt, und das, was er (mutmaßlich) meint. Gleichwohl hat er damit nicht alle Minen hinter sich gelassen: Wie sein Vorgänger muss er dartun, wie er den zusätzlichen Ausdruck 'existiert' zu verwenden gedenkt; überdies hat er eine Erläuterung für die Vokabel 'die Welt' anzubieten. Die – wie später gesagt wird (↑3.2.1, 7.) – Individuenkonstante 'die Welt' könnte, entlang der Idee, dass die Welt eben alles, aber auch wirklich alles (außer sich selbst) als Teil enthalten soll, etwa so eingeführt werden:

[25] Die Welt = dasjenige x , das alle von x verschiedenen y zum Teil hat.

'dasjenige x ', der Kennzeichnungsquantor (↑3.3.2, 7.), ist allerdings ein notorischer Querulant. Schon eine elementare Intuition geht fehl. Sie lautet:

[26] Dasjenige x , das ein so und so ist, ist (eben) ein so und so.

Die kleinste natürliche Zahl ist kleinste natürliche Zahl und der höchste Berg Deutschlands ist eben höchster Berg Deutschlands! Schließlich soll eine Eigenschaft, mit deren Hilfe wir einen Gegenstand von allen anderen unterschieden, dem unterschiedenen Gegenstand auch zukommen! Was könnte plausibler sein? Aber gilt etwa auch:

[27] Dasjenige x , das größte natürliche Zahl ist, ist größte natürliche Zahl.

Träfe [27] zu, dann gäbe es eine größte natürliche Zahl – und die Negation dieser Aussage ist bekanntlich arithmetisch beweisbar. Insgesamt würde also gelten:

[28] Es existiert ein x : x ist größte natürliche Zahl.

Nicht: Es existiert ein x : x ist größte natürliche Zahl.

Wiederum wäre man bei einem Widerspruch angelangt! – Aber auch wenn man die allgemeinen Probleme um den Kennzeichnungsquantor bewältigt, bleiben die anderen Teile der vorgeschlagenen Weltdefinition, allen voran der Ausdruck '..hat .. zum Teil', zu etablieren: Was wären, so

würde der philosophische Profi sofort fragen, passende Einsetzungen für die universalquantifizierten Variablen: Nominatoren für Individuen, Gegenstände, Sachverhalte, Tatsachen, Ereignisse, Zustände, Prozesse, Elementarteilchen usf.? Anders gefragt: Welcher Art sind die Gegebenheiten, die Teile der Welt sind? Wie umfassend, so würde der Profi nachsetzen, ist der Universalquantor – auf dem Hintergrund der Antinomiengefährdung ›universaler‹ Größen – anzusetzen? Wie wäre außerdem der Prädikator '...ist Teil von...' einzuführen? Fragen über Fragen! Wer die Debatten, die die Beantwortung dieser Fragen begleiten, kennt und überdies die Standards der Begriffsbildung durchzusetzen gewillt ist, wird niemanden um die Bearbeitung dieser Folgeaufgaben beneiden.

Man ist es, so das Fazit, gewohnt, Warum-Fragen aufzuwerfen und ohne Umstände zu ihrer Beantwortung überzugehen – und die Leibniz-Frage sieht zunächst wie eine gewöhnliche Warum-Frage aus. Normale Warum-Fragen, auch solche mit 'Etwas' und 'Nichts', sind fest im Griff, die Leibniz-Frage ist entglitten: Es bleibt – jedenfalls auf Basis der hier zu Beispielzwecken vorgewährten Untersuchungen – unklar, was denn erfragt wird, was überhaupt Kandidat einer einschlägigen Klärungsbemühung sein könnte.

An dieser Stelle sind zwei Warnschilder aufzurichten: Erstens ist nicht zu dem Verdacht zu ermuntern, dass alle handelsüblichen Deutungen die genannten oder ähnliche Schwierigkeiten auf sich ziehen. Um diesen Verdacht zu erhärten, müssten eben alle vorliegenden Deutungsvorschläge inspiziert werden. Selbst wenn eine solche Inspektion einen negativen Ausgang hätte, wäre es verfehlt, aus de facto gescheiterten Versuchen schon auf die Unmöglichkeit des Gelingens eines jeden zukünftigen Anlaufs zu schließen. Wer so schlösse, überkletterte einen Zaun – siehe dazu Absatz 1.1.2!

Und noch viel ferner sollte es zweitens liegen, Sinnlosigkeitsverdikten Vorschub zu leisten: Denn zum einen lässt sich gegenüber einem nicht klar identifizierten Gebilde ein solches Urteil kaum geltend machen; und zum anderen ist 'sinnlos' ein Ausdruck mit verstecktem Maßstabparameter, über dessen Verwendung im jeweiligen Kontext erst zu befinden wäre – siehe dazu 1.1.1!

Die Haltung indes, die hiermit gegenüber der Leibniz-Frage – wie auch gegenüber anderen durch sie hier nur repräsentierten ›großen‹ Fragen – empfohlen wird, ist diese: Keinen Antworten beitreten, insbesondere: keine ›weltanschaulichen‹ Positionen beziehen, und keiner Beurteilung der Frage z.B. als unbeantwortbar oder gar sinnlos zustimmen, bevor die/eine grammatische Struktur und die/eine Bedeutung der verwendeten Ausdrücke nach den später etablierten Regeln der Kunst gesichert ist! Man sollte derartige Gebilde nicht als ›beantwortungsfertige‹ Fragen behandeln, sondern eher als Frageprovisorien, aus denen man über meist langwierige und in aller Regel alternativenreiche Prozesse der grammatischen Strukturierung und Bedeutungszuweisung (vielleicht) eine oder (in der Regel) mehrere Fragen bilden kann (↑12., 16.). – Das hier

Gemeinte verdeutlicht sich die Leserin am besten dadurch, dass sie den nächsten Absatz in einem interrogativen Licht liest, so also, als ginge es um die Klärung der Frage, ob das Leben unantastbar ist.

- Ü 3 a) Geben Sie Beispiele für Warum-Fragen, die wegen falscher Fragepräsuppositionen zurückzuweisen sind!
- b) Suchen Sie Warum-Fragen, die sich nach dem Muster von [18] bearbeiten lassen!
- c) Suchen Sie Warum-Fragen, die sich nach dem Muster von [20] bearbeiten lassen!
- d) Geben Sie weitere Beispiele dafür, dass die unter [26] notierte Intuition scheitert!

1.1.4. Antastbar/Unantastbar: Moralphilosophische Klärungen

Beim letzten Beispiel für den philosophischen Vollzug wird über eine Debatte in einem moralphilosophischen Arbeitskreis berichtet. Geprüft, d.h. auf Sinn, Begründbarkeit und Konsequenzen untersucht, wird folgende These:

[29] Das Leben ist unantastbar.

Zum Start meldet sich ein Skeptiker zu Wort. Als enttäuschter, aber klug gewordener Kenner philosophischer Auseinandersetzungen fordert er, man möge zunächst die Bedeutung der an der These hauptsächlich beteiligten Redemittel, nämlich der Worte 'das Leben' und 'unantastbar', klären. Er korrigiert sich sofort: Es sei ihm sehr wohl klar, dass diese Redeteile (wie die meisten philosophischen Wörter) mehrere Bedeutungen aufweisen; und er bittet – aus naheliegenden Gründen – darum, dass man sich bei beiden Worten auf ein Verständnis festlegt, um so eine eindeutige These zum (eben dadurch erst) gemeinsamen Thema zu haben.

Ein zweiter Teilnehmer, der stets um ›konstruktive‹ Auseinandersetzungen bemüht ist und mehr oder minder die Rolle eines Mentors spielt, nimmt das Votum des Skeptikers auf. Er schlägt vor, die Wendung 'das Leben' im Sinne von 'alle Lebewesen' zu verstehen:

[29]* Alle Lebewesen sind unantastbar.

Der Skeptiker akzeptiert diese zweite Lesart, weist aber – mit Blick auf anwesende Erstsemester – vorsorglich darauf hin, dass eine solche Deutung nicht in allen Redezusammenhängen möglich ist. Nimmt man etwa Aussagen wie 'So ist das Leben', 'Das ist mein Leben' oder 'Sie schenkte ihm im August das Leben', dann verletzt man mit Paraphrasen wie 'So sind alle Lebewesen', 'Das sind alle meine Lebewesen' oder 'Sie schenkte ihm im August alle Lebewesen' den Sinn der Ausgangsaussage.

Nach dieser allgemein akzeptierten Warnung wendet man sich dem zweiten Redeteil zu, dem Wort 'unantastbar'. Einigkeit herrscht darüber, dass das direkte Verständnis im Sinne von 'unberührbar' nicht einschlägig ist. Ein anwesender Psychologiestudent schlägt vor, Unantastbarkeit im Sinne der Nichtbeeinträchtigung des jeweiligen Lebensplans aufzufassen. Umständlicher, aber vielleicht etwas genauer:

[29]⁺ Für alle Lebewesen gilt, dass ihr Lebensplan nicht beeinträchtigt werden darf.

Dieser Vorschlag ruft wiederum den Skeptiker auf den Plan, der gleich zwei Bedenken vorträgt. Zum einen: Mit der Ersetzung von 'unantastbar' durch 'unbeeinträchtigt' sei wirklich kein Klärungsfortschritt erzielt; es handle sich vielmehr um ein glattes *obscurum per obscurius*! Ein dunkles Wort werde durch ein noch dunkleres ersetzt! Zum andern: Von Lebensplänen könne man prinzipiell nur bei reflexionsfähigen Wesen sprechen, aber nicht bei Fliegen und Sumpfdotterblumen; wer Lebenspläne besitze, müsse sich Ziele setzen und Mittel zum Erreichen dieser Ziele aussondern können. Über diese hätten auch manche reflexionsfähige Wesen keinen Lebensplan und andere wechselten diesen wie ihre Schuhe; damit wäre die Rede von dem Lebensplan ohnedies nicht berechtigt.

In Anbetracht dieser Schwierigkeit weist der Mentor darauf hin, dass man sich gegenwärtig erst in einer Explorationsphase befinde: Man suche nach allgemein mitvollziehbaren Deutungen einer Aussage. An diesem Punkt könne man auf (wenigstens) zwei Weisen fortfahren. Erstens: Man könne Rettungsversuche für die vorgeschlagene Deutung starten, indem man z.B. von Lebensplänen tatsächlich nur in Bezug auf reflexionsfähige Lebewesen spricht, bei den übrigen Lebewesen aber z.B. von einem artgerechten Umgang. Die These hätte dann zwei Teile: Für nicht reflexionsfähige Lebewesen wird der artgerechte Umgang gefordert, bei den reflexionsfähigen darf der Lebensplan nicht beeinträchtigt werden. Damit wäre zumindest eine vom Skeptiker vorgetragene Schwierigkeit behoben; natürlich müsse noch geklärt werden, worin die Beeinträchtigung von Lebensplänen bestehen könnte. Zweitens: Man könne nach einer anderen Deutung von 'unantastbar' Ausschau halten und die These unter dieser Interpretation untersuchen. Eine geradezu ›handfeste‹ Lesart bestünde etwa darin, Unantastbarkeit im Sinne des Tötungsverbots zu deuten: Kein Lebewesen darf getötet werden. Näher an früheren Formulierungen wäre:

[29]^o Für alle Lebewesen gilt: es ist verboten, diese zu töten.

Da alle an der Debatte Beteiligten diese Fassung der Unantastbarkeitsthese in der Folge erörtern wollen, greift an dieser Stelle eine logisch versierte Kommilitonin ein. Sie hebt zunächst hervor, dass 'töten' ein Handlungsverb ist, bislang aber die handelnde Instanz in den Formulierungen noch gar nicht zur Geltung gebracht worden ist: Jemand tötet jemanden. Von der

Logischen Grammatik her müsse man 'töten' als (wenigstens) zweistelligen Prädikator ansetzen: '...tötet...'. Sodann schlägt die Logikerin vor, die Aussage im Sinn der Logischen Grammatik übersichtlicher zu strukturieren und dabei z.B. den Textindikator 'diese' durch eine Variable zu ersetzen. Beide Vorschläge setzt sie um, indem sie folgende Reformulierung vorschlägt:

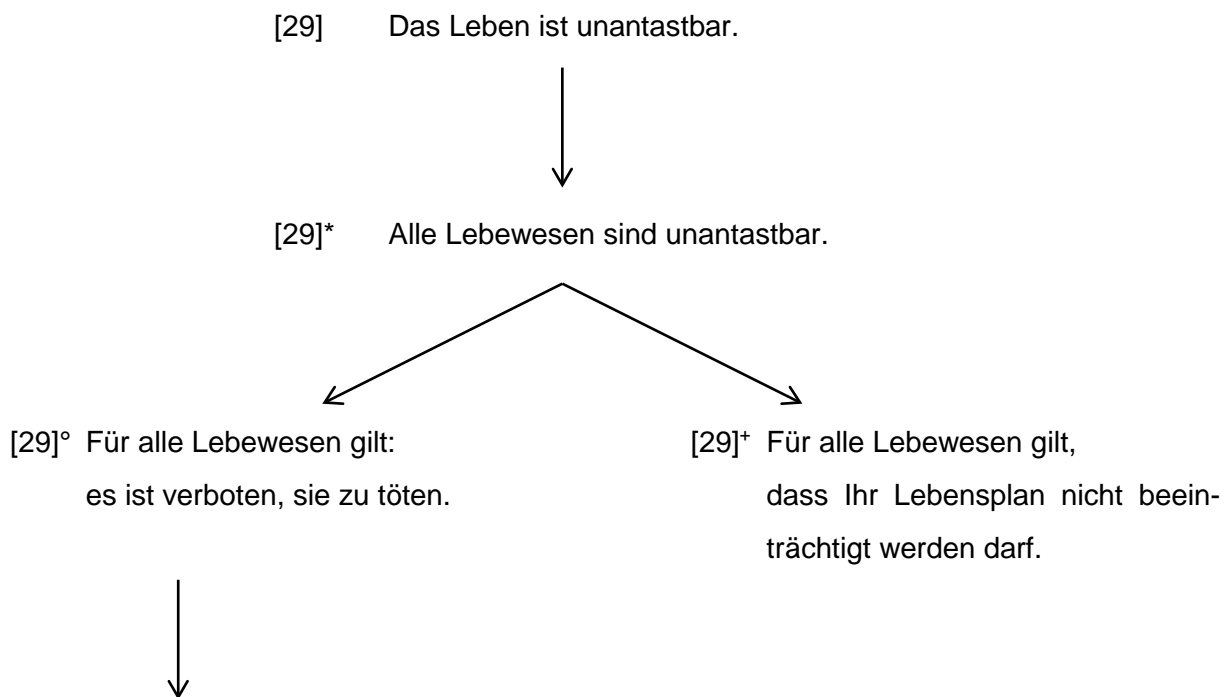
[29]** Für alle x : Wenn x ein Lebewesen ist, dann gilt für alle y : es ist verboten, dass y tötet x .

Bei diesem Entwicklungsstand weist der Skeptiker darauf hin, dass es in der Sprache unseres Alltags völlig unüblich ist, vom Töten von Pflanzen zu sprechen: Man fälle Bäume, mähe Getreidehalme und pflücke oder schneide Blumen, aber dies sei kein Töten von Bäumen, Getreidehalmen und Blumen. Vergleichend führt er an, dass man zwar von einem Massaker in einer Menschenmenge, nicht aber von einem Massaker in einem Tulpenbeet sprechen könne. Ihm sei gedient, wenn man unter 'Lebewesen' Tiere oder Menschen verstehe; und natürlich beuge es allen Missverständnissen vor, wenn man das auch ausdrücklich macht:

[29]** Für alle x : Wenn x ein Mensch oder ein Tier ist, dann gilt für alle y : es ist verboten, dass y tötet x .

Damit scheint die These erstmals in eine Form gebracht, die nicht mehr nach weiterer Bedeutungsklärung verlangt, sondern auf Haltbarkeit untersucht werden kann. Der in der Bedeutungs- bzw. Problementwicklung zurückgelegte Weg kann so dargestellt werden:

[30] Bedeutungsentwicklung



[29]** Für alle x : Wenn x ein Lebewesen ist,
dann gilt für alle y : es ist verboten,
dass y tötet x .



[29]** Für alle x : Wenn x ein Mensch oder
ein Tier ist, dann gilt für alle y : es ist verboten,
dass y tötet x .

Der Mentor hat gleich seine Sympathie für die These erkennen lassen und sich damit dem Angriff einer Teilnehmerin, die bekennende Vegetarierin ist, ausgesetzt: Wie er es mit diesem Tötungsverbot zusammenbringe, dass er heute Nachmittag noch unter vernehmlichen Genussbekundungen ein riesiges Steak verzehrt habe; mit dieser Handlung verwickle er sich doch in einen glatten Widerspruch!

Widersprüche – hier greift die Logikerin neuerlich ein und schafft damit dem Mentor eine kurze Atempause – bestünden aus der Verbindung einer Aussage und ihrer Negation. Hier aber habe man es mit einer Handlung und einer (probehilber übernommenen) Überzeugung zu tun. Man solle deshalb besser so reden, dass eine Handlung einer Überzeugung zuwiderlaufe; und dieses Zuwiderlaufen müsse man dann letztlich so erklären, dass die die Handlung legitimierende Überzeugung im Widerspruch zu obigem Tötungsverbot stehe; und das sei – wie immer die Einzelheiten dieses Klärungsprozesses aussehen – zweifellos erwartbar.

Die Reaktion des Mentors kommt nun prompt: Er schwächt die These ab, indem er nur noch Menschen als die Gegebenheiten ansieht, für die das Tötungsverbot Geltung haben soll. Seine modifizierte These lautet also:

[31] Für alle x : Wenn x ein Mensch ist, dann gilt für alle y : es ist verboten, dass y tötet x .

Die Vegetarierin nimmt diesen Rückzug keineswegs hin. Sie erinnert den Mentor an ein Einverständnis, das in einer früheren Debattenrunde hergestellt worden ist: Tötungsverbot bestehe prinzipiell gegenüber allen leidensfähigen Wesen:

[32] Für alle x : Wenn x ein leidensfähiges Wesen ist, dann gilt für alle y : es ist verboten, dass y tötet x .

Unter einer naheliegenden Prämisse ergebe sich dadurch die uneingeschränkte Aussage [29]**. Wer zu einer Überzeugung stehe, müsse auch deren Konsequenzen akzeptieren; und deshalb sei der Mentor gehalten, [29]** ohne Wenn und Aber anzunehmen. Sollten ferner den

Worten Taten folgen, habe er überdies in das Lager der praktizierenden Vegetarier überzutreten. – An dieser für den Mentor überaus heiklen Stelle möge der Bericht über die Unantastbarkeitsdebatte abbrechen! Die Übung nimmt zwei Folgeprobleme auf!

- Ü 4 a) Welches ist die naheliegende Prämisse, mit deren Hilfe aus [32] die Aussage [29]⁺⁺ folgt?
- b) Wie müsste die Aussage [31] in möglichst sparsamer Weise modifiziert werden, damit sie das Verbot der Selbsttötung nicht mehr einschließt?
- c) Wie müsste die Aussage [31] in möglichst sparsamer Weise modifiziert werden, damit sie das Verbot der Tötung in Notwehr nicht mehr einschließt?

1.2. Zum Zweck der philosophischen Vorschule

Die vier Beispiele für den philosophischen Vollzug mögen (hinreichend) repräsentativ für die folgende Analyse sein. Diese zielt zunächst auf die Feststellung, dass Philosophieren eine durchgehend sprachliche Tätigkeit ist und erläutert ferner einige Besonderheiten (1.2.1). Sodann kann die Eingangsfrage nach dem Anfang des Philosophierens neuerlich aufgenommen werden: Die methodisch aufgefasste Sprachphilosophie bzw. die in einem weiten Sinne genommene Logik ist als Erste Philosophie auszuzeichnen (1.2.2).

1.2.1. Zur Analyse des exemplarischen Vollzugs

Im Links-Rechts-Beispiel entsteht eine paradoxe Situation als Ergebnis von über Wahrnehmungen zustande gekommenen Feststellungen bzw. aufgrund des gezielten Schließens aus diesen Feststellungen. Der Philosoph beschreibt dieses Paradox. Er unterstellt mit Gründen seine Unerwünschtheit und er schlägt schließlich eine Auflösung vor.

Im Überkletterte-Zäune-Beispiel gilt die Aufmerksamkeit einer bestimmten, alle unsere Tätigkeiten durchdringenden, Redehandlung, dem Folgern oder Schließen. Es wird verdeutlicht, dass die inkorrekte Exekution dieser Handlung in hohem Maße unerwünschte Folgen hat, und dass, allgemein gesprochen, hinsichtlich dieses Redevollzugs erheblicher Reglementierungsbedarf besteht.

Paradoxe Situationen entstehen in allen Erkenntnisfeldern, und deshalb auch in der Philosophie. Die Folgerungshandlung spielt in den übrigen Beispielen ebenfalls eine zentrale Rolle, ebenso wie in allen kognitiven Bemühungen, also auch in der Philosophie. Im Etwas-Nichts-Exempel wird nun eine Erkenntnishandlung erörtert, die in dieser Instanziierung nur in der Philosophie

vorkommt. Die Analyse fragt zunächst ganz allgemein nach den Bedingungen des Warum-Fragens, um sich dann, mit offenem Ausgang, der Frage zu widmen, wie man aus dem Frageprovisorium eine bearbeitbare Frage bilden könnte.

Das Antastbar-Unantastbar-Beispiel hat mit dem Etwas-Nichts-Exempel einen wichtigen Zug gemeinsam: Es geht über weite Strecken um mögliche Bedeutungen der zentralen Ausdrücke, um Verständnismöglichkeiten, Sinnzuschreibungen. Die Entwicklung des Szenarios kommt jedoch insofern ein Stück weiter, als schließlich eine These verfügbar ist, die sich mit Sinn auf ihre Konsequenzen und damit auch auf (Un)Verträglichkeiten untersuchen und erörtern lässt. Der Auszug aus einer moralphilosophischen Debatte verdeutlicht auch, dass sich die Arbeit in diesem Feld in wesentlichen Zügen nicht von den Bemühungen in anderen philosophischen Gebieten unterscheidet.

Einseitig sind die meisten Beispiele insofern, als weder nur (philosophische oder nichtphilosophische) Redehandlungen noch nur Handlungen und ihre Ingredienzien zum philosophischen Thema werden können. Dessen ungeachtet lässt sich aber festhalten: Wenn die obigen Vorführungen philosophisches Tun exemplifizieren, dann steht außer Frage, dass Philosophieren ein durchgängig sprachlicher Vollzug ist: Kein Zug im philosophischen Spiel entbehrt der sprachlichen Verfasstheit! Gleichgültig, worüber man redet, man redet darüber! Diese Feststellung bedürfte auch dann keiner Modifikation, wenn beliebige weitere Beispiele als Grundlage herangezogen würden. Wer philosophiert, vollzieht Redehandlungen wie das Behaupten, Fragen, Folgern und Bestreiten und bringt damit Wahrheits- und Falschheitsansprüche zur Geltung; und im Vollzug dieser Redehandlungen werden einzelne Ausdrücke verwendet; ferner sind diese Redehandlungen häufig zu Redesequenzen, z.B. zu Erklärungen, Begründungen, Beweisen, Disputen usf. verknüpft. Auch Tätigkeiten wie das Vergleichen, Unterscheiden, Kritisieren, Abgrenzen, Charakterisieren, Fundieren, Entfalten, Entwickeln, Spekulieren, Plausibilisieren, Abstrahieren, (Re-) bzw. (De-)Konstruieren, Analysieren usf. sind durchgängig sprachlich verfasst.

All dies – so ist nicht nur einzuräumen, sondern ausdrücklich hervorzuheben – stellt lediglich eine notwendige Bedingung des Philosophierens dar, jedoch keine hinreichende, und damit erst recht keine vollständige. Auch alle übrigen Wissenschaften vollziehen sich, ebenso wie das lebensweltliche Erkennen, notwendig sprachlich; und es ist umgekehrt keineswegs nur die Erkenntnistätigkeit, die sprachlich verfasst ist.

Ogleich bereits das prinzipielle Faktum der sprachlichen Verfasstheit des Philosophierens zur Beantwortung der Frage nach den Anfängen des Philosophierens zureicht, mag die Betrachtung der Beispiele die Eigenart der philosophischen Redehandlungen etwas verdeutlichen. Das Philosophieren ist nicht nur eine sprachlich verfasste Tätigkeit, sondern thematisiert auch solche

sprachlichen Vollzüge (und damit auch die eigenen Akte). Dazu wird – zum ersten – eine grammatische Terminologie benötigt: Man erinnere sich an die Verwendung der Ausdrücke ‘Ausdruck’, ‘Redeteil’, ‘Konjunktoren’, ‘Teilausdruck’, ‘Variable’, ‘Aussage’, ‘Widerspruch’, ‘Negation’, ‘Prädikator’, ‘Negatprädikator’, ‘Kennzeichnungsquantor’, ‘Zweistelligkeit’, ‘Universalquantor’, ‘Existenzquantor’ usf. Außerdem muss eine redehandlungsbezügliche Terminologie im weitesten Sinne bereitstehen, also Ausdrücke wie ‘Redehandlung’, ‘Behauptung’, ‘These’, ‘Folgerung’, ‘Schlussregel’, ‘Prämisse’, ‘Konklusion’, ‘Grund’, ‘Beweis’, ‘Widerlegung’, ‘Kontroverse’, ‘Disput’, ‘Diskurs’, ‘Wahrheit/Falschheit’, ‘Bedeutung’, ‘Sinn’, ‘Verständnis’ usf. Natürlich hängen die beiden grob unterschiedenen Begriffsmannschaften engstens zusammen: Die erste wird nur entwickelt, um im Zusammenwirken mit der zweiten die Redehandlungen und alles darin Involvierte zum Thema machen zu können.

1.2.2. Sprachphilosophie/Logik als Erste Philosophie

Womit soll nun der Anfang des Philosophierens in Erwerbs- und Vollzugsordnung gemacht werden? Will man eine komplexe Tätigkeit organisieren, dann mag man als generelle Orientierung folgende Maxime setzen: Mache den Anfang mit dem, was für die Gestaltung des gesamten Vollzugs unverzichtbar ist, was ferner im Fortgang die Hilfen maximiert und mögliche Revisionen minimiert! – Da das Philosophieren im Vollzug von Redehandlungen besteht, ist als Erste Philosophie eine elementare Verständigung über das Redehandeln anzusetzen. Gibt man diesem Projekt den Titel ‘Sprachphilosophie’ bzw. ‘Logik’, dann ist damit die Sprachphilosophie/Logik als Erste Philosophie ausgezeichnet.

Die geforderte elementare Verständigung umfasst alle mit den Redehandlungen, insbesondere den kognitiven Redehandlungen, aufgeworfenen Fragen, auch und an vorderer Stelle die normativen Problemstellungen. In allen vorgeführten Beispielen spielten z.B. Widersprüche eine zentrale Rolle. Unterstellt war stets, dass Widersprüche nicht beweisbar sein dürfen und dass im Falle des Auftretens von auch nur plausibel scheinenden Widersprüchen allemal eine Revision angesagt ist. Warum ist das so? Und was ist an Widersprüchen eigentlich so fatal? Das sind Fragen, die in sehr grundsätzlicher Weise auf die Gestaltung der Folgerungshandlung und damit das ›Innenleben‹ aller Diskurssorten zielen. Bei der elementaren Verständigung geht es also nicht etwa nur darum, aus dem Kontinuum der Rede eine Handlung wie das Schließen als eigene ›Einheit‹ herauszuheben; auch die Frage, wie man diese Handlung reglementieren soll und im Blick auf welche Zwecke eine solche Gestaltung gerechtfertigt werden kann, steht zur Debatte!

Zur Missverständnisprophylaxe sind einige Ergänzungen für ›Kenner‹ angesagt: (i) Die hier unterlegte Auffassung von Sprachphilosophie ist – zum einen – neutral gegenüber der Unterscheidung zwischen normal- und idealsprachlich ausgelegter (Sprach)Philosophie: Wer die hier dargestellte Auffassung teilt, ist bei konkreten philosophischen Problemen noch nicht von vornherein gehalten, diese mit normal- oder idealsprachlichen Mitteln (dieser oder jener Provenienz) anzugehen. Sie trifft – zum anderen – Unterscheidungen, die beide Tendenzen benötigen, in aller Regel aber nicht selbst entwickeln und zur Geltung bringen.

(ii) Sprachphilosophie wird nicht als ›Bindestrich-Philosophie‹ aufgefasst, der die Aufgabe zufällt, alle mit dem Sprachthema verbindbaren Topoi philosophischer Relevanz abzuarbeiten: Die Rolle der Sprache zur Expression emotionaler Tiefen- und Höhenlagen mag in der Bindestrich-Sprachphilosophie, in der Anthropologie oder Ästhetik verhandelt werden; sie stellt jedoch kein Thema der Sprachphilosophie als Erster Philosophie dar.

(iii) Auch die fachwissenschaftliche Tätigkeit lässt sich, wie schon erwähnt, als Vollzug von Redehandlungen konzipieren. Insofern die Sprachphilosophie sich mit Redehandlungen überhaupt und insbesondere auch in normativer Hinsicht befasst, darf sie nicht nur als „prima philosophia“ gelten, sondern auch als „prima scientia“: Die philosophische Vorschule ist auch Propädeutik für das wissenschaftliche Arbeiten und in diesem (gut scholastischen) Sinne „scientia scientiarum“.

(iv) Die Überlegung verlangt insofern nach Erweiterung, als der Erkenntnisvollzug sich nicht in Fachwissenschaften und Philosophie erschöpft; diese gehören gemeinsam dem sonderweltlichen Feld an, dem das umfassende und fundierende lebensweltliche Erkennen gegenübersteht (↑13.). Da jedwedes Erkennen sprachlich verfasst ist und auch das Wünschen, Wählen, Wollen und Entscheiden von zuvor getroffenen Unterscheidungen getragen wird, kommt der „Vorschule der Philosophie“ ein schlechterdings unbeschränktes Einsatzfeld zu. „Vorschule der Philosophie“ ist also im Sinne des genitivus subjectivus wie auch des genitivus objectivus zu lesen: die von der Philosophie für alle Erkenntnisvollzüge veranstaltete Vorschule und (damit auch) die für die Philosophie ins Werk gesetzte Vorschule. – Das hier nur angedeutete Konzept von Philosophie, insbesondere das Geflecht von Vollzug, Störung, Reflexion und reflektiertem Neuvollzug wird erst abschließend ausgearbeitet (↑16.).

(v) Der propagierte Ansatz läuft nicht darauf hinaus, dass, wann und worüber auch immer philosophiert wird, ipso facto Sprachphilosophie betrieben wird, nach dem Muster: In der Ethik wird nicht mehr gesagt, was unter welchen Umständen zu tun oder zu lassen erlaubt, geboten, verboten, empfohlen ist; lediglich die Bedeutung der Redeteile ‘tun’, ‘unterlassen’, ‘geboten’, ‘verboten’ usf. steht zur Verhandlung. In der Religionsphilosophie geht der Streit nicht darüber, ob Gott existiert oder nicht, ob ihm diese oder jene Eigenschaften zukommen oder nicht; lediglich

Bedeutung und mögliche Bedeutungsverleihung hinsichtlich der Redeteile 'Gott', 'existiert', 'allmächtig' usf. ist zu erörtern.

Ganz im Gegenteil: Weiterhin wird – um im ersten Beispiel zu bleiben – Ethik betrieben; und das geschieht, indem die erwähnten Ausdrücke in kognitiven Redehandlungen verwendet werden. Aber die ›zweiten‹ Philosophien werden anders exekutiert, nämlich sprachphilosophisch bzw. logisch aufgeklärt und instrumentiert: Ehe etwa das handlungsbezogene und ge- sowie verbietende Vokabular in der Ethik ›schlicht‹, ›wild‹ und ›naiv‹ – und damit in bekannte unrentable Kontroversen führend – benutzt wird, muss es nach den Regeln der Kunst aufgeklärt und bereitgestellt werden; dann erst – und nun fernab von hinderlichen Scheingefechten – kann man in das von Sprachphilosophie sehr wohl zu unterscheidende moralphilosophische Geschäft eintreten.

1.3. Das Programm der philosophischen Vorschule

Wie bei jedem größeren Lehr- und Lernprojekt ist es – für beide Parteien – hilfreich, vorab einen Eindruck von den Stationen des zurückzulegenden Weges zu geben (1.3.1). Hinweise zum Umgang mit diesem Text und damit zur erfolgreichen Absolvierung der philosophischen Vorschule leiten zu den Literaturempfehlungen über (1.3.2). – Für die Anfängerin werden zahlreiche Ausdrücke in der folgenden Übersicht neu und unverständlich sein; es empfiehlt sich zur Herstellung von Überschaubarkeit und zur Erleichterung der eigenen Platzierung, nach Bearbeitung der einzelnen Kapitel sowie am Ende des Textes nochmals auf diesen Überblick zurückzukommen.

1.3.1. Die Stationen der Durchführung

Zunächst ist der Gesamtansatz in seinen leitenden Intuitionen plausibel zu machen: Was sind Redehandlungen? Aus welchen Momenten sind sie aufgebaut? Wie gelangt man zu der Idee, Redehandlungen seien von Regeln geleitet? Was legt es nahe, Sprachen als Regelwerke für Redehandlungen anzusetzen, denen eine entsprechende Grammatik vorangestellt ist. Wie lassen sich das Wahrheits- und das Bedeutungsthema lokalisieren in der Landschaft, die in Beantwortung der vorstehenden Fragen gezeichnet wird? Das Weitere geht von diesem Umriss ins Detail (2).

Sodann ist der erste Faktor von Sprachen, die Grammatik, einer detaillierten Betrachtung zuzuführen. Nach einer Auszeichnung der Rationalen oder Logischen Grammatik aus der Fülle der Kategorisierungsofferten für Redeteile wird die Standardgrammatik erster Stufe vorgestellt. Die

atomaren Kategorien werden ausführlich erläutert. Insbesondere finden die Konzepte des offenen und geschlossenen Terms sowie der offenen und geschlossenen Formel Präzisierung. Dabei lässt sich auch ein erster Eindruck vom induktiven bzw. rekursiven Vorgehen gewinnen, das, anbei bemerkt, auch bei Programmiersprachen eine Schlüsselrolle spielt (3).

Der dritte Durchführungsschritt konzentriert sich auf die Folgerungsregeln und damit auf die Verwendungsregeln für die Junktoren, Quantoren und den Identitätsprädikator. Für jedes logische Zeichen wird zweierlei spezifiziert: Unter welchen Bedingungen kann man auf eine Aussage schließen, deren Hauptoperator das zu regulierende logische Zeichen ist? Was kann man aus einer Aussage schließen, deren Hauptoperator das zu regulierende logische Zeichen ist? Die Formulierung und Erläuterung solcher Einführungs- und Beseitigungsregeln wird ergänzt durch die Einübung in ihre Benutzung, d.h. durch den Beweis erster logischer Wahrheiten (4).

Die Beherrschung der logischen (Grund)Regeln ist eine Sache, die Fertigkeit, sich über Folgerungsverhältnisse zu verständigen, eine andere. Es ist die zuletzt erwähnte Kompetenz, die im vierten Durchführungsschritt in Anfängen zu vermitteln ist. Dabei wird auf den Zusammenhang von Folgerungsregeln und Folgerungsrelation besondere Aufmerksamkeit gerichtet. Auf Basis des Folgerungsbegriffs können weitere metalogische Konzepte wie etwa 'Konsistenz' und 'Abhängigkeit' bereitgestellt werden. – Der Kontext legt außerdem einige Ergänzungen nahe: Das Folgern wird verkürzt durch die sogenannten zulässigen Regeln, die Methode der Gegenbeispiele erlaubt die Diagnose des „non-sequitur“. Da der Gedanke der Einzigkeit in vielen Kontexten eine zentrale Rolle spielt, wird auch der Einsquantor im Detail vorgestellt. Der in einem Zusatz platzierte Hinweis auf alternative logische Regelwerke öffnet ein Tor zur Philosophie der Logik (5).

Die beiden soeben vorgestellten Kapitel betreffen die Logik, d.h. (letztlich) einige Junktoren, Quantoren und den aufgrund seines formalen Status ausgezeichneten Identitätsprädikator. Mit Junktoren und Quantoren lassen sich, wie in der Rationalen Grammatik beschrieben, molekulare Aussagen aus atomaren aufbauen. Die atomaren Aussagen sind aus Nominatoren und Prädikatoren zusammengesetzt. Die über die bloßen grammatischen Eigenschaften hinausgehenden Besonderheiten dieser Redeteile bzw. der mit ihrer Verwendung vollzogenen Redeteilhandlungen der Nomination und Prädikation sind in den beiden Folgekapiteln zu behandeln.

Was ist die Aufgabe der Prädikation innerhalb einer Redehandlung? Welche Arten von Prädikatoren sind unter nichtgrammatischer Rücksicht zu unterscheiden? Wie lässt sich das Prädikatorennetz beschreiben? Wie lassen sich die formalen Eigenschaften von Prädikatoren – etwa die schon verwendete Asymmetrie (\uparrow 1.1.1) – in systematischer Absicht erfassen? Wie verhalten sich Prädikatoren zu Begriffen und Eigenschaften? Im Kontext der Beantwortung dieser Fragen kann auch das altherwürdige Universalienproblem aufgenommen werden (6).

Prädikatoren können Gegenständen nur dann beigelegt werden, wenn diese in der Rede Vertretung finden. Nominatoren sind derartige Vertreter für Gegenstände. Drei Formen der Nomination und entsprechend drei Typen von Nominatoren – Benennen durch Eigennamen, Anzeigen durch Indikatoren, Beschreiben durch deskriptive Nominatoren – sind zu unterscheiden und in ihrem Zusammenhang zu untersuchen; die Analyse und Rekonstruktion von Kennzeichnungen, einer Unterklasse der beschreibenden Nominatoren, bildet einen Schwerpunkt (7).

Redehandlungen sind in der Regel in Rede(handlungs)sequenzen eingebettet; und die Regeln für Redehandlungen, an vorderster Stelle die Folgerungsregeln, nehmen ausdrücklich Bezug auf Konstellationen, die durch den Vollzug weiterer Redehandlungen herbeigeführt werden können. Aus dem Spektrum der Redesequenzen sind die Diskurse auszugrenzen, d.h. die Sequenzen, deren Glieder ausschließlich kognitive Redehandlungen sind. Vor dem Hintergrund einer groben Sortierung der Diskurse sind Argumentationen, Begründungen und Beweise im Detail zu studieren. Im Zentrum steht dabei die Frage nach den Ansatzpunkten für die kritische Auseinandersetzung mit vorgelegten Argumentationen (8).

Die von einer breiten Mehrheit getragene Auffassung, Philosophieren bestehe wesentlich oder gar ausschließlich im Studium oder in der Deutung überkommener (älterer oder neuerer) Textbestände, wird in der Folge nicht geteilt. Die philosophische Ausbildung zielt nicht auf die Erzeugung philosophiehistorischer Experten. Dennoch kann auch diese Tätigkeit erheblich profitieren von der Fertigkeit, Diskurse ›in Normalform‹ zu überführen in Diskurse ›in Explizitform‹. Diese Fertigkeit wird in drei Schritten vermittelt: Zuordnung grammatisch-logischer Strukturen zu gebrauchssprachlichen Gebilden, exemplarische Überführung explizitgefasster Diskurse in normalgefasste (=Dekonstruktion) und exemplarische Überführung normalgefasster Diskurse in eine Explizitfassung (=Rekonstruktion); für den letzten Schritt dienen u.a. prominente philosophische Texte als Beispiel. Die Behandlung der Leibniz-Frage bietet diesbezüglich einen Vorgesmack (9).

In allen ihrem Thema nach skizzierten Kapiteln werden Prädikatoren und Mitglieder anderer Ausdruckssorten erläutert, gelegentlich auch förmlich definiert. Verwiesen sei etwa auf die Fixierung der grammatischen Begrifflichkeit oder auf die Etablierung der logischen Redeteile. Diese Praxis der Bedeutungsfestlegung ist erwartungsgemäß keine Angelegenheit freihändiger Beliebigkeit. Die drei folgenden Kapitel widmen sich der Frage nach den Bedingungen der korrekten Bedeutungsfixierung, der Einführung.

Ausdrücke, so die allgemeine Bestimmung, werden mit Bedeutung versehen, indem spezifiziert wird, wie sie in Redehandlungen korrekt verwendet werden. Verschiedene Einführungsformen

können unterschieden werden, insbesondere die definitorische und die nicht-definitorische Einführung. Das Startkapitel zur Einführungslehre behandelt neben den Grundlagen die nicht-definitorischen Formen: die operationale und die axiomatische Einführung (10).

Die Definition stellt die mit Abstand am besten untersuchte Einführungsform dar. Zwischen (meta- bzw. konstruktionssprachlichen) Definitionsschemata und (objekt- bzw. konstruktssprachlichen) Definitionen wird strikt unterschieden. Für alle grammatischen Kategorien (mit Ausnahme der Performatoren) sind Definitionsregeln zu formulieren und zu erläutern. Besonderes Gewicht liegt auf der systematisierenden Wirkung eines strikt definitorischen Vorgehens (11).

In allen sprachlich verfassten Vollzügen, den lebens- wie den sonderweltlichen, entsteht häufig der Bedarf, bereits in Verwendung befindliche Ausdrücke neuerlich zu etablieren, und zwar mit Rücksicht auf die schon bestehenden Gepflogenheiten. Der Ausdruck 'Die Welt' wird nicht etwa ›freiweg‹, sondern in Anknüpfung an schon gegebene Bedeutungen etabliert. Solche Einführungen sind explikativer Natur. Sie spielen in den Sozial-, Rechts- und Kulturwissenschaften eine besonders wichtige Rolle. In der Philosophie stehen fast ausschließlich explikative Einführungen an; und alle Kandidaten können auf ein bewegtes Vorleben zurückblicken. Die besondere Aufmerksamkeit gilt den explikationsanbahnenden Tätigkeiten (12).

Ein eher theoretisch ausgelegtes Kapitel nimmt die bereits bei der Errichtung der sprachphilosophischen Plattform hergestellten Verbindungen zwischen Wahrheit und Bedeutung neuerlich auf. Zunächst sind die Vorfragen zur Wahrheit zu beantworten: Wovon sagt man wie, es sei wahr bzw. falsch? Was sind die Kriterien, Bedingungen, Definitionen, Regeln der Wahrheit und wie ist ihr Zusammenhang zu beschreiben? Sodann stehen die Hauptfragen an: Inwieweit wird mit den Wegen des alethischen Vollzugs die Bedeutung von Ausdrücken fixiert, und umgekehrt? Nach welchen Prinzipien hat die Bedeutungsfixierung resp. die Festlegung der Wahrheitsbedingungen zu erfolgen? – Vor diesem Szenario werden dann die Begriffe des lebens- und sonderweltlichen Erkennens resp. Wissens porträtiert. Damit ergibt sich auch der Grund zu den wissenschaftsphilosophischen Erörterungen der Folgekapitel (13).

Die analytisch-strukturellen Wissenschaften werden an einer gebräuchlichen, umfassenden, gut entwickelten und untersuchten Klassensprache, jener von Neumann, Bernays und Gödel mit Urelementen (= NBGU) exemplifiziert. In Rechtfertigung der axiomatischen Basis wird dabei ein Faden aufgenommen, der bereits mit der Erörterung der Stufenerhöhung in der Rationalen Grammatik (↑3.3.3) ausgelegt und an mehreren Stellen (↑6) weitergesponnen worden ist. Die Entwicklung von NBGU erfolgt kursorisch; hervorgehoben wird die Tatsache, dass derartige Klassensprachen die Rolle übernommen haben, die vordem der „Allgemeinen Metaphysik“ („metaphysica generalis“) zugewiesen worden ist (14).

Philosophische Anstrengungen umfassen gewöhnlich drei Phasen: den heuristisch-assoziativen Anfang, die Festigung und gegebenenfalls Korrektur der Startintuitionen durch Beispiele und schließlich die begriffliche Bearbeitung. Mit der Konstruktion und dem Gebrauch von NBGU soll bezüglich der analytisch-strukturellen Wissenschaften Präsenz in der zweiten Phase dokumentiert werden. Um dieses Ziel auch für die empirisch-synthetischen Wissenschaften zu erreichen, wird eine Zeitsprache konstruiert und gebraucht; auf der Herausstellung des empirischen Gehaltes und damit der speziellen Ausgestaltung der operationalen Bedeutungsfestlegung liegt besonderes Gewicht (15).

Der vorliegende Text ist, wie oben erläutert (↑1.2), eine Vorschule der Philosophie im Sinne des objektiven wie des subjektiven Genitivs. Im Schlusskapitel werden beide Fälle zusammengeführt, indem das Erarbeitete auf philosophische Problemstände Anwendung findet. Überdies steht die in den vorangehenden Kapiteln nur rhapsodisch aufgegriffene Wozu-Frage, die Frage nach Sinn und Zweck der Philosophie, zur abschließenden Beantwortung an. Es liegt nahe, in diesem Kontext einige prinzipielle Überlegungen zu Funktion und Form sowie Gliederung und Aufbau der Philosophie vorzulegen; dabei lässt sich auch der Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie ihr Platz anweisen (16).

1.3.2. Arbeitshinweise

Die vorliegende Vorschule bietet die systematische Entfaltung einer (sprach)philosophischen bzw. logischen Position. Sie zielt nicht auf eine umfassende Darstellung des gegebenen Konzeptionenspektrums, weder in dia- noch in synchroner Rücksicht. Die systematischen Darlegungen werden auch nicht historisch-kritisch angebahnt oder begleitet: Es finden sich also auch keine Auseinandersetzungen mit anderen Ansätzen.

Damit soll die positive und negative historische ›Vermittlung‹ der dargelegten Position keineswegs geleugnet werden: Wie jede philosophische Auffassung ruht sie auf ganzen Traditionsketten und setzt sich – mit Gründen – von anderen Auffassungslinien ab (↑16). Für Hörer/Leser, die an einer externen Lokalisierung des Dargelegten interessiert sind, bedeutet das, dass sie die hier nicht gebotenen Kenntnisse anderweitig erwerben müssen. Die am Ende der Kapitel angefügten Literaturlisten geben diesbezüglich erste Hinweise auf alternative Positionen und auf einschlägige Kontroversen.

Im Zentrum der Arbeit stehen die Lektüre des Textes und – insbesondere – die sorgfältige Lösung der Übungsaufgaben. Die Leserin muss die Beobachterperspektive zugunsten der Teilnehmerperspektive verlassen; wer sich in absehbarer Zeit seines Verstandes „ohne Leitung ei-

nes anderen“ bedienen will, muss sich zunächst – unter Leitung von anderen – üben. Die Bearbeitung der Übungsaufgaben hat schriftlich zu erfolgen. Philosophieren ist eine Tätigkeit, die unter dem Verschriftlichungsschock steht: Was sich mündlich oder ›in Gedanken‹ recht plausibel anhört und dem Autor (und oft genug auch seinen Zuhörern) als ausgesprochen leicht darstellbar und auch erfassbar erscheint, verliert rapide an Plausibilität, wenn es Schritt für Schritt zu Papier gebracht wird; schon dieser Vorgang ist überaus schmerzhaft. Die nochmalige zeitversetzte Lektüre enthüllt dann meist weitere Schwächen des (ersten) schriftlichen Versuchs.

Die Lösung einer Aufgabe wird im Übrigen nicht dadurch zu Papier/auf den Bildschirm gebracht, dass man sich Stichworte notiert – obwohl das oft ein erster Schritt sein wird. Sie besteht vielmehr in der satzhaften Ausformulierung! Wer sich hier das Motto “Das große Werk ist getan, der Rest wird sich finden.“ zu eigen macht und auf die detaillierte Ausformulierung verzichtet, ist auch schon aus dem philosophischen Geschäft ins Lager der Assoziierer und Schwadronierer gewechselt. – Auch alle bei der Lektüre entstehenden Fragen sollten selbstredend eine schriftliche Fassung finden: Erst dadurch wird dem Fragesteller in aller Regel klar, was bzw. wonach er fragt oder was er tun muss, um klarzulegen, wonach er fragt.

Vorschulen lassen sich nicht axiomatisieren. Wäre dies möglich, so wären sie für Einsteiger, also für ihre eigentlichen Adressaten, nicht mehr absolvierbar. Als bewältigbare Aufgabe leben sie in extremer Weise von Vor- und Rückgriffen; und häufig genug muss Plausibilität bittweise unterstellt und die Leserin um Geduld ersucht werden. Ohne die verständige und wohlwollende Mitarbeit der Adressaten gelangt man nicht einmal auf den Weg, geschweige denn zum Ziel. – Um die ersten Erfolgserwartungen auf realistischem Boden zu halten, ist ferner festzuhalten, dass der Erwerb logischer Fertigkeiten eher dem Violin- als dem Klavierlernen gleicht: Man hat eine längere Durststrecke zu bewältigen, ehe sich erste Erfolge einstellen.

Im Übrigen – und davor kann keine noch so ausgeklügelte pastorale Veranstaltung den Leser bewahren – ist auch der Eintritt in die philosophische Vorschule ein Sprung in den philosophischen See; und diesbezüglich greift der Slogan dieses Kapitels: „Es gibt keine elementare Philosophie. Der philosophische See hat keine flachen Ufer“.

1.4. Literatur

Dummett, M.: Ursprünge der analytischen Philosophie; Frankfurt/Main 1988.

Dieses Werk entwickelt die Idee des „linguistic turn“, und damit den Gedanken einer methodenliefernden Sprachphilosophie, aus ihren (näheren) historischen Wurzeln (Husserl, Frege, Brentano); empfehlenswert nicht nur als historisch-kritische Ergänzung zu 1.2. Dummett ist auch eine Leitfigur des konstruktiven Philosophierens.

Føllesdal, D./Walle, L./Elster, J.: Rationale Argumentation. Ein Grundkurs in Argumentations- und Wissenschaftstheorie; Berlin/New York 1988 [O: Argumentasjonsteori og vitenskapsfilosofi; Oslo 1977]

Empfehlenswert insbesondere wegen der wissenschaftsphilosophischen Kapitel III – VI, die eine gute Ergänzung zu den Kapiteln 13-15 darstellen. Die Stoffgliederung ist allerdings eher rhapsodisch: Sie folgt keinem (erkennbaren) einheitlichen Leitfaden.

Kamlah, W./Lorenzen, P.: Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens; Mannheim 1996³.

Der deutschsprachige Propädeutikklassiker ist zum einen empfehlenswert für ein geistes- bzw. kulturwissenschaftlich orientiertes Publikum: Die „Einleitung“ entwickelt für dieses Klientel in einfühlsamer Weise den Gedanken der Ersten Philosophie; hier finden sich auch überzeugende Ausführungen zur Abkehr von der „Bildungssprache“, d.h. zur Abkehr von der philosophischen Normalität. Das Werk entwickelt, obwohl in eher intuitiver Manier, zum anderen (fast) den Gesamtstoff dieses Kurses. – Zur näheren Rezeption nicht empfehlenswert ist die im letzten Kapitel entwickelte dialogische Logik: Diese besitzt kaum Kontakt zur diskursiven Praxis, insbesondere nicht zum dialogischen Teil derselben.

Kraml, H.: Sprachphilosophie I und II (Vorlesungstyposkript WS 92/93 und SS 93 an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck)

Kraml behandelt die Themen des vorliegenden Kurses aus einer ähnlichen philosophischen Grundeinstellung, folgt aber einer anderen didaktischen Konzeption. Er legt ein Musterbeispiel klarer und verständlicher philosophischer Prosa auf einem informellen Darstellungsniveau vor. Der gesamte erste Teil ist insofern komplementär, als dort eine Erklärung der Sprachgenese vorgelegt wird.

Lorenzen, P.: Methodisches Denken; Frankfurt/Main 1974.

Lorenzen, P.: Konstruktive Wissenschaftstheorie; Frankfurt/Main 1974

Im ersten Sammelwerk sind die Beiträge „Collegium Logicum“ (S. 7-23), „Methodisches Denken“ (S. 24-59), „Logische Strukturen in der Sprache“ (S. 60-69) sowie „Logik und Grammatik“ (S. 70-80) einschlägig. Aus dem zweiten Sammelband sind insbesondere die Essays „Logik und Hermeneutik“ (S. 11-21) sowie „Regeln vernünftigen Argumentierens“ (S. 47-97) zu empfehlen. Alle Texte stellen vorzügliche Werbungen für die methodische Einstellung dar.

Rosenberg, J.F.: Philosophieren. Ein Handbuch für Anfänger; Frankfurt/m. 1986 [O: The Practice of Philosophy. A Handbook for Beginners; Englewood Cliffs New Jersey 1984]

Rosenberg entfaltet – wie der vorliegende Text – eine ausdrücklich handwerkliche Auffassung der Philosophie, die insbesondere in den Kapiteln 5-11 als Ergänzung zu den hier bereitgestellten Instrumenten benutzt werden kann, um die Distanz zur philosophisch üblichen Arbeit zu überbrücken.

Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie I; Stuttgart 1989⁷.

Stegmüller, W.: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie II; Stuttgart 1987⁸.

Stegmüller gilt zu Recht als ausgezeichnete Darsteller analytischer Positionen und Autoren. Beide Werke sind zur Beleuchtung des historischen Hintergrunds bzw. der begleitenden Debatten der im Kurs entfalteten Auffassung hilfreich: In „Hauptströmungen I“ sind die Kapitel IX bis XI zu empfehlen, „Hauptströmungen II“ ist als Ganzes einschlägig.

Tugendhat, E.: Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie; Frankfurt/Main 1987⁴.

Die „Vorlesungen“ eignen sich vor allem für Leser, die von klassischen philosophischen Problemstellungen herkommen und sich die Frage vorlegen, warum sie sich eine sprachphilosophische Zugriffsweise aneignen sollen; der gesamte I. Teil ist der Auseinandersetzung mit dem seins- und bewusstseinsphilosophischen Paradigma und damit genau dieser Frage gewidmet.

Tugendhat, E./Wolff U.: Logisch-semantische Propädeutik; Stuttgart 1986.

Tugendhat und Wolff vollbringen in einem kleinen Text ein didaktisches Meisterwerk, indem sie Hauptthemen der Sprachphilosophie und (Philosophie der) Logik in leicht nachvollziehbarer Weise darstellen. Das Werk zeigt auch, wie historisch-kritische Bildung der sachlich-systematischen Arbeit dienlich gemacht werden kann: Die schlussendlich bezogene Position wird in der Regel am historisch kritischen Durchgang entwickelt.